
Die Tiefenschicht der Armut

Sozialpsychologische und sozialhygienische Aspekte der Armutslage in Wien

Wilfried Mündel

Die Armutforschung unseres Jahrhunderts durchziehen zwei große Strömungen, von denen man die eine schwerpunktmäßig am ehesten als ökonomische und die andere am ehesten als soziologische bezeichnen kann. Die eine — ihrem Ursprung nach ungleich jünger — hat sich vor allem im anglo-amerikanischen Raum breit entfaltet und dominiert heute im Zeichen der fast totalen »Ökonomisierung« der modernen Welt auch die einschlägige Forschungsszene. Die andere — in ihren Wurzeln bis auf den Humanismus (Erasmus von Rotterdam, Thomas Morus) zurückgehend — erlebte namentlich in der frühen deutschen und französischen Soziologie (etwa bei Simmel und Durkheim) eine kurze Blüte, um danach mit ihrer Analyse des Bewußtseins und der gesellschaftlichen Ursachen der Armut gegenüber der fast ausschließlich die materiell-monetären Gegebenheiten wirtschaftlicher Hilfsbedürftigkeit beschreibenden und berechnenden ökonomischen Richtung (etwa Booth, Rowntree, neuerdings Morgan) in den Hintergrund zu treten. Erst in jüngster Zeit vollzieht sich unter dem Eindruck des Ungenügens rein finanziell-güterversorgungsmäßiger Gesichtspunkte im Rahmen sozialplanerischer Präventivkonzepte und der daraus entspringenden Tendenz zu umfassenderen (systemischen) Betrachtungsweisen eine gewisse Integration der beiden traditionellen Forschungsansätze.

Diesem Umstand Rechnung tragend, ließen der Österreichische Arbeiterkammertag und das Sozialamt der Stadt Wien im Zuge eines mehrjährigen Programms »Armut in Österreich«, einer Durchleuchtung der materiell-ökonomischen Verhältnisse und objektiven Lebensbedingungen finanzieller Beengtheit, die sich in mehreren Publikationen* niederschlug,

* *Das Gesicht der Armut*, herausgegeben von der Arbeiterkammer Salzburg, sowie *Armut in Wien*, Eine Studie der Wirtschaftswissenschaftlichen und Statistischen Abteilungen der Arbeiterkammer Wien, und *Im Schatten des Wohlstands*, herausgegeben vom Österreichischen Arbeiterkammertag und dem Sozialamt der Stadt Wien. Siehe auch die Literaturliste im Anhang.

eine Untersuchung der sozialpsychologischen und sozialhygienischen Aspekte der Armutsposition sowie der damit verbundenen Reaktionsmuster der Betroffenen folgen. Basis hiezu war eine im Jahre 1975 durchgeführte Erhebung der Lebensverhältnisse, der Bedürfnissituation und des familiär-kulturellen Hintergrundes bei rund zweihundert ausgewählten Ausgleichszulagenempfängern und Dauerbefürsorgten der Gemeinde Wien über den Apparat des Wiener Instituts für empirische Sozialforschung und die zuständige Magistratsabteilung der Gemeinde Wien. Repräsentativität im strengen Sinn war dabei nicht angestrebt; vielmehr lag der Schwerpunkt in der Erfassung typischer Armutsgruppen innerhalb der Sozialhilfeempfänger, um entsprechende Differenzierungen treffen zu können.

Im Sinne der Zielsetzung der Studie, mit Hilfe der Ergebnisse sozialtherapeutische und sozialpräventive Ansätze zu gewinnen, die über rein finanzielle Gesichtspunkte hinausreichen, wurde von der Annahme ausgegangen, daß die durch ökonomische Schwäche bedingte unzureichende Befriedigung von menschlichen Grundbedürfnissen zu sozialem Fehlverhalten führt, das seinerseits wieder zu einer weiteren Festigung der Armutsposition beiträgt. Insbesondere sollte mittels des Erhebungskonzepts festgehalten werden, inwiefern Einsicht in die gesellschaftliche Ursachenverkettung vorhanden ist, ob depressive Grundhaltungen mit Selbstmordabsichten, Alkoholismus usw. entstehen oder verstärkt werden, ob es zu sozialer Isoliertheit kommt und ob die Gründe in einer gewollten Tendenz zum Abbau von Bindungen zur gesellschaftlichen Umwelt liegen.

Daß ein solches Ausleuchten des psycho-sozialen Hintergrundes von aktuellen Armutslagen auf weit größere Schwierigkeiten trifft als die Feststellung objektiver Sachverhalte materieller Art und man hier weit mehr als sonst auf qualitative Analysen abstellen muß, ist unmittelbar einsichtig. Bei den relativ wenigen Quantifizierungen vornehmlich im Bereich der Bedürfnisstruktur und deren Abdeckung konnte meistens auf Vergleichsmaterial aus der Gesamtbevölkerung zurückgegriffen werden, das vom beauftragten Institut für empirische Sozialforschung verdienstvollerweise zur Verfügung gestellt wurde. Durch diesen Umstand war es überhaupt erst möglich, die an sich natürlich auch durchaus interessanten Ergebnisse der Armutserhebung in Kontrast zu den korrespondierenden Einstellungs- und Verhaltensweisen der übrigen Bevölkerung zu setzen und damit zumindest andeutungsweise subkulturelle Abweichungen zu erfassen.

Ohne den nachfolgenden Ausführungen im Detail vorgreifen zu wollen, kam dabei doch eines deutlich heraus und war wohl auch zu erwarten: Erbrachte der vorangegangene »wirtschaftliche« Teil des Gesamtprojekts den Nachweis, daß Armut in unserer Gesellschaft in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle längst nicht mehr krasses Elend, nackte Not, wohl aber eine sehr eingeschränkte Lebenshaltung bedeutet, so zeigt der hier in Rede stehende »soziologische« Teil in konsequenter Fortführung dieses Befundes, daß es zwar keine geschlossene, ausmachbare Armutskultur gibt, wie sie aus den Elendsvierteln der Millionenstädte der Dritten Welt bekannt ist, wohl aber eine sozialstrukturell angelegte ökonomische Chancungleichheit gewisser Teile der Bevölkerung, die sich nach innen hin

über einen Mechanismus, den man am besten als »Vererbung der Armut« bezeichnen kann, aufrechterhält und bei allem oft überraschenden Konformismus mit den Werten und Einrichtungen der Gesamtgesellschaft zu teilweise doch recht typischen Tendenzunterschieden in Sichtweise, Bedürfnislage und damit eingeschlagenem Lebensstil führt.

Theoretische Ausgangsposition der Untersuchung

Die übliche theoretische Literatur bietet einen vierfachen Einstieg in das Verständnis der Armut, wovon der erste ident mit dem zuvor erwähnten »ökonomischen« ist, während die drei anderen mehr oder weniger — makrosoziologische, sozialpsychologische beziehungsweise sozialpsychiatrische — Spielarten des »soziologischen« sind. Eine Sonderstellung nimmt hier nur die marxistische Theorie ein, die schon im vorigen Jahrhundert einen »integrativen« Ansatz formulierte. Der erstgenannte Ansatz operiert, wie schon kurz angedeutet, auf deskriptiver ökonomisch-statistischer Basis mit der Einführung von Einkommensstandards (Minimumgrenzen verschiedenster Art) und den damit gegebenen materiellen Randbedingungen der sozialen Existenz von subsumierbaren Bevölkerungsgruppen. Da solche bedarfsbezogenen Einkommensgrenzen selbst bei strikter Eichung an Konsumstandards Verhaltensannahmen zu machen haben, die den Besonderheiten der Marktlage armer Konsumenten (vor allem Standort- und Informationsnachteile) entsprechen müssen, wurde der Einkommensansatz über den physischen Minimalbedarf hinaus zum Konzept des »sozialen Anschlusses«, das heißt der Einbeziehung des sozio-kulturellen Bedarfs, fortentwickelt, wie es auch im Rahmen der ökonomischen Vorläuferstufe der hier besprochenen Studie Verwendung fand.

Von den soziologischen Ansätzen definiert der erste Armut als verwehrte Chancen. Die Chancen einer guten Schul- und Berufsausbildung, die Teilnahme an einflußbringenden Sozialaktivitäten sind bestimmten sozialen Gruppen verwehrt. Lebens- und Konsumchancen, Erfolg und Glück haben aber auch auf materiell Hilfsbedürftige die gleiche Anziehungskraft wie auf andere Mitglieder der Gesellschaft (Merton, Moynihan). Mertons Theorie sieht als einen Anpassungsmechanismus für die vom Zugang zu den sozial geschätzten Chancen Ausgeschlossenen Protest und Unzufriedenheit, als einen zweiten Abkapselung in ein gruppeneigenes Wertgehäuse. Ähnlich argumentiert Strang (1974): Er definiert eine tertiäre Form der Armut, nachdem die primäre Armut durch die Industrialisierung beseitigt und die sekundäre Armut der ungleichen personellen Einkommensverhältnisse durch Sozialversicherung und Umverteilungsmaßnahmen kanalisiert ist. Tertiäre Armut entsteht aus den Teilnahmebedingungen des Sozialstaats, insbesondere des Arbeitsmarktes. Manche sind nicht ausreichend gerüstet oder willens — protestierende Armut —, den Leistungsanforderungen der Wirtschaft nachzukommen (physisch, psychisch oder sozial Schwache, »Blumenkinder«). Viele sind nicht wendig und ausdauernd genug, die Leistungen des sozialen Sicherungssystems erschöpfend abzurufen; sie ziehen sich auf ihren eingeschränkten Lebenskreis zurück, ihr Horizont verengt sich.

Der Wertaspekt im Zeichen subkultureller Abweichung von den Einstellungen und Verhaltensweisen der herrschenden Kultur (Subkultur der Armen) ist Gegenstand des zweiten soziologischen Ansatzes. Er ist auf Grund der Erfahrungen in Gesellschaften mit großer und handgreiflicher kultureller Vielfalt und starken sozialen Unterschieden (Entwicklungsländer) entworfen worden, wie man sie solcherart in Österreich nicht kennt. Diese Theorie steckt im Prinzip in vielen ethnologischen Reportage-Studien, die ihr Material aus teilnehmender Beobachtung nehmen (etwa Lewis, 1961). Sie läßt sich untermauern mit zahllosen Detailstudien zum Sprach- und Denkstil von Unterschicht und Subkulturen, zu besonderen Mustern und Normen des Sexualverhaltens, zur inneren Konformität der Begriffswelt und des Agierens, die von einer Umgebung ohne Lernanreize gefördert und konsolidiert wird.

Der letzte der großen Ansätze schließlich ist der Versuch, Armut über eine Theorie der Persönlichkeitsstruktur zu erfassen. Dieser »Mental Health«-Ansatz nimmt an, daß im Zusammenwirken von Chancenstruktur und kulturellen Werten gewisse Gruppen der Bevölkerung in unterschiedlichem Maß psychischen Spannungen ausgesetzt sind. Die Armen zeigen nicht nur höhere Raten psychischer Erkrankungen, wie Schizophrenie und Angstneurosen, sondern auch abweichendes und potentiell gefährdendes Konsumverhalten gegenüber Drogen und anderen »Enthemmern« wie Alkohol. Sie sind ferner weniger trainiert, Spannungssituationen produktiv abzureagieren: Spannung und Konflikt führen sie nicht zu Autonomie und Kontrolle über die soziale und materielle Umwelt, sondern zu psychosomatischen Symptomen, Abwehrhaltung und Depressivität.

Entsprechend der Fixiertheit und Stringenz sozialer Normen kann man allerdings von abweichendem Verhalten nur in relativer Hinsicht sprechen. Es gibt Verhaltensbereiche, die lediglich durch einen Normenrahmen strukturiert, andere wieder, die gänzlich unstrukturiert sind. In diesen beiden Fällen können sich Verhaltensregelmäßigkeiten inhaltlich unterschiedlicher Art ausbilden, ohne daß von abweichendem Verhalten gesprochen werden kann. Durkheim wies bereits darauf hin, daß »pathologisches« Verhalten einen keineswegs konstanten normativen Bezugsrahmen voraussetzt. Ein in der sozialen Wirklichkeit beobachtetes Verhaltens- und Einstellungsmuster kann demnach sowohl abweichendes wie konformes Verhalten sein, je nachdem welche Bezugsgröße gewählt wird. Es ist deshalb wichtig, die Ebene der Analyse jeweils genau zu beachten. Für den hier verfolgten Zweck war es hinreichend, deviantes Verhalten als ein Verhalten festzulegen, das von den gesamtgesellschaftlich akzeptierten und gültigen Normen, den »herrschenden« also, abweicht — statistisch gesehen, von der Gesamtpopulation beziehungsweise ihren jeweils korrespondierenden Untergruppen —, und zwar auch dann, wenn es nach anderen gruppenspezifischen Mustern konformes Verhalten ist.

Parsons (1951) hat diesbezüglich eine Systematik geschaffen, die wesentliche Gesichtspunkte der genannten soziologischen Theorien einbegreift und damit zugleich über sie hinausgeht. Wie sich diesem Schema entnehmen läßt, stellt beispielsweise die Kriminalität nur einen Unterfall in der allgemeinen Systematik des abweichenden Verhaltens dar. Sie ist

aktiv orientiertes Handeln, bei dem das Bedürfnis nach Abweichung gegenüber dem nach Übereinstimmung dominiert. Weiters läßt sich daran erkennen, welche Stellung die mannigfachen Formen des Rückzugs vom sozialen Leben bis hin zur gesellschaftlichen Apathie und vollständigen Desintegration im Gesamtkontext der Devianz einnehmen. Die verschiedenen Spielarten des »weichen Undergrounds« (Beatniks, Hippies, Gammeler, Sandler, Ausgeflippte, Sektierer usw.) finden darin ebenso ihren abstrakten Standort wie jene der Auflehnung (Aggressivität, Protest, Extremismus bis hin zum militanten Terrorismus) und die pedantisch-zwanghafte Überkonformität:

Formen des abweichenden Verhaltens

	Aktivität		Passivität	
	Akzent auf sozialen Objekten	Akzent auf Normen	Akzent auf sozialen Objekten	Akzent auf Normen
Dominanz des Bedürfnisses nach Konformität	Zwanghaftes normgerechtes Handeln		Zwanghafte Fügsamkeit	
	Beherrschung der Interaktionspartner	Gewaltsames Durchsetzen der Normen	Unterwerfung unter Interaktionspartner	Pedantische Beachtung der Normen
Dominanz des Bedürfnisses nach Abweichung	Rebellion		Rückzug	
	Aggression gegen Interaktionspartner	Normverletzung	Zwanghafte Unabhängigkeit	Ausweichen vor den Normen

Namentlich die Formen passiver Abweichung dürften infolge ihrer mangelhaften Sichtbarkeit — verschämte Armut! — bisher kaum als solche des abweichenden Verhaltens finanziell beengter Menschen ins Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit gedrungen sein. Die Flucht aus den sozialen Beziehungen, das Ausweichen vor den gesellschaftlichen Pflichten kann sich aber aus dem derzeitigen noch einigermaßen bewältigbaren Stadium sehr wohl zu einem sozialen Problem ersten Ranges ausweiten. Gerade hier steht man vor einem kaum zu überbietenden Erfindungsreichtum der menschlichen Phantasie, die immer wieder neue Wege und Mittel ersinnt, sich den sozialen Anforderungen zu entziehen. Die Psychoanalyse hat einiges Licht in dieses Dunkel gebracht. Sie hat aber auch gezeigt, wie schwierig es ist, manche dieser Verhaltensformen als »Motivationsstörungen« zu diagnostizieren. Denn sie bedeuten mehr: ein Zurückschrecken vor der sozialen Wirklichkeit, eine Weigerung, entsprechend den gesellschaftlichen und institutionalisierten Erwartungen zu handeln.

Die analytische Trennung von sozialem, kulturellem und personellem System, wie sie durch die drei getrennten soziologischen Einstiege repräsentiert wird, impliziert die Möglichkeit ungleichgewichtiger Zustände zwischen diesen drei Komponenten des sozialen Handelns. Derartige Span-

nungen stehen am Anfang des abweichenden Verhaltens, das als eine Antwort auf solche Spannungen anzusehen ist. Den meisten jüngeren theoretischen Varianten zu seiner Erklärung liegt diese Vorstellung zugrunde (Parsons, Merton, Cloward, Ohlin, Smelser usw.). Unter den von Durkheim (1893) in die Soziologie eingeführten Begriff der Anomie — des unregelmäßigen Verhaltens — läßt sich eine lange Tradition der Ursachenforschung des abweichenden Verhaltens unter anderem auch für das Armutssyndrom zusammenfassen. In der Kausalkette steht die Anomie in der Mitte zwischen einer ungleichgewichtigen sozialen Konstellation und der Neustrukturierung des sozialen Umfeldes. Das soziale System vermittelt seinen Rollenträgern universelle Handlungsziele, die Chancen zu ihrer normgerechten Erfüllung sind jedoch partikularistisch plazierte. Hieraus resultiert ein Anpassungsdruck, der Devianz hervorbringt.

Die klassische Formulierung findet sich in Durkheims Werk über den Selbstmord, in dem er eingehend das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinen Bedürfnissen und Zielen (Aspirationen) diskutiert. In stabilen sozialen Verhältnissen sind die Aspirationen des Menschen durch Normen geregelt und begrenzt. Mit dem Aufweichen dieser Normen entsteht Anomie als ein Zustand unbegrenzter Aspirationen. Da diese naturgemäß nicht erfüllt und gesättigt werden können, ist ein Status andauernden sozialen Unbehagens die Folge solcher unbegrenzter Aspirationen, der sich in statistisch meßbaren Strömungen negativer sozialer Akte (Ehescheidungen, Selbstmorde, Kriminalität, Absentismus) ausdrückt. Darauf aufbauend, hat Merton (1959) die Grundlage für eine völlige Neubewertung der Armut in bezug auf abweichendes Sozialverhalten entwickelt. Armut als solche und für sich allein genommen wirkt sich danach eher als stabilisierender Faktor aus. Erst wenn gegenüber der Armut ein Bild oder Versprechen hoher Aspirationen entworfen wird, empfindet man die Armut als unerträglich und versucht demgemäß, sie mit allen Mitteln (erlaubten und unerlaubten) zu überwinden, woraus dann abweichendes Verhalten erwächst. Schon Durkheim stellte der Armut den plötzlichen Reichtum als Krisenfaktor entgegen, indem er zeigte, daß unter seinem Einfluß gewisse Formen der Abweichung, wie etwa der Selbstmord, zunehmen. Das soll nun keineswegs eine Verniedlichung unter dem Hinweis auf irgendwelche »armen Reichen« sein, sondern nur erläutern, daß jenseits von sozialem Selbstverständnis der Grund dafür einfach gleichermaßen in einem beschleunigten sozialen Wandel liegt, der einen plötzlichen Zusammenbruch der überlieferten Normen, also einen spontanen Zustand der Anomie, zur Folge hat. Daraus ergibt sich, daß der Anomiekomplex zum Phänomen der gesellschaftlichen Integration in Beziehung steht, dessen Gegenstück er gewissermaßen darstellt. Gleichzeitig wirkt sich Anomie als Außerkraftsetzung der sozialen Kontrolle aus, das heißt der institutionalisierten oder flüchtigeren Mittel zur Sicherung der anerkannten Regeln des Verhaltens, sei es in einer Globalgesellschaft, sei es in einem ihrer Segmente oder einer ihrer Subkulturen wie im Falle der Armutsbetroffenen. Abgesehen vom spezifisch strukturellen Aspekt der Anomie darf im Zusammenhang damit auch noch der psychologisch-psychiatrische nicht unerwähnt bleiben, bei dem die personale Integrität

(Persönlichkeit) eines Menschen unter dem Druck bestimmter Verhältnisse zusammenbricht.

Indem Merton nicht nur allgemein auf die gesellschaftlichen Limitierungen zur Regelung der Bedürfnisse und Aspirationen des einzelnen und von Gruppen abstellt, sondern auch die Störung der Beziehungen zwischen den Zielen einerseits und den legitimen Mitteln zur Erreichung dieser Ziele hervorhebt, führt er über Durkheim hinaus: In einer stabilen Gesellschaft besteht ein leidliches (wenn auch nie vollständiges) Gleichgewicht zwischen den sozio-kulturellen Leitbildern und den allgemein akzeptierten Wegen, auf denen diese erreicht werden. Die Anomie und in weiterer Folge das abweichende Verhalten beginnt erst, wenn diese Beziehung gestört ist. Sehr viel hängt dabei von der Höhe des jeweils bestehenden Aspirationsniveaus ab, wobei man hier auf einen sehr komplexen Sachverhalt stößt, wie die Forschungen auf diesem Gebiet zeigen. Der Allgemeinbegriff »Anspruchsniveau« zerfällt nämlich bei entsprechend differenzierter Analyse in die drei Unterelemente »Erwartungsniveau«, »Idealzielniveau« und »Mindestzielniveau«, was erhebungstechnisch mit demgemäßen Problemen verbunden ist. Der einzelne ist üblicherweise geneigt, etwa das gleiche Niveau anzunehmen wie eine (Groß-)Gruppe, der er sich ebenbürtig fühlt, ein höheres, wenn die betreffende normgebende Gruppe als unterlegen bewertet, ein niedrigeres, wenn sie als überlegen bewertet wird. Davon ausgehend, wurde in der soziologischen Armutsforschung der Terminus »relative Deprivation« als Kriterium der an einem kollektiven Bezugsrahmen gemessenen Benachteiligung zu einer der zentralsten analytischen Kategorien (Merton & Kitt, 1950).

Es versteht sich von selbst, daß bei der Ermittlung der dahinterstehenden Bedürfnisstruktur der Armen und ihrer Abweichungen von jener der übrigen Bevölkerung nicht alle potentiellen Bedürfnisse abgefragt werden können, sondern nur die signifikantesten, für die psychische Dynamik des Menschen grundlegendsten. Hiezu bot sich das von der humanistischen Psychologie entwickelte Konzept der sogenannten »basic human needs« trotz seiner theoretischen Umstrittenheit mangels anderer Alternativen ganz selbstverständlich an. Dieses Konzept der »Grundbedürfnisse« erlaubt Aussagen über die Grenzen menschlicher Lebensbedingungen, insofern jenseits dieser Grenzen, die den Charakter anthropologischer Konstanten haben, als Ergebnis zumindest eine schwere psychische Schädigung des Individuums eintritt, die sich etwa in der Form pathologischer Verhaltensweisen äußert, die vielfach die an sich schon gegebene ökonomische Distanz zur übrigen Gesellschaft auch noch ins Sozialpsychologische hinein verschärfen.

Unter den Theoretikern der menschlichen Grundbedürfnisse (Wrong, Homans, Etzioni, McClelland, Maslow, Davies, Galtung u. a.) ragen für Zwecke des Vergleichs von gruppenspezifischen Bedürfnissen und ihrer Abdeckung vor allem jene hervor, deren Überlegungen zu Kategorienschemata geführt haben, die diese Grundbedürfnisse in systematischer Weise zu beschreiben versuchen (z. B. Murray, Malinowski, Erikson, Maslow), von denen wieder der letztere mit seinem sehr gut ausgearbeiteten System von hierarchisch geschichteten Bedürfnissen (Maslow-

Pyramide) der praktisch bedeutsamste geworden ist und daher auch der vorliegenden Studie zugrunde gelegt wurde. Ihm zufolge stehen an erster Stelle physische Existenzbedürfnisse, nach deren weitgehender Befriedigung ein allgemeines Bedürfnis nach Sicherheit auftritt. Die dritte Ebene ist durch das Bedürfnis nach Liebe und Zugehörigkeit gekennzeichnet, die vierte durch das Streben nach einem stabilen, positiven Selbstbild, und die fünfte und oberste schließlich repräsentiert nach vorheriger Absättigung der vier anderen das Bedürfnis nach »Selbstverwirklichung«, das zwar das flexibelste und am schwersten empirisch erfaßbare ist, aber von nicht minder fundamentaler Bedeutung für den Menschen als die anderen.

Die Teilnahme an den Bedürfnisstandards der Gesellschaft bedarf gewisser Voraussetzungen. Bedürfnisbefriedigung ist im weitesten Sinne an die Verfügung über materielle Ressourcen gebunden, die die Teilhabe am Gütertausch innerhalb der Gesellschaft ermöglichen. Die Schaffung materieller Ressourcen ist wieder an die erfolgreiche Integration in den Produktionsprozeß geknüpft und diese wiederum an die im Laufe des allmählichen Hineinwachsens der Einzelperson in die Gesellschaft (Sozialisation) erlangte Befähigung zu solcher Teilnahme. »Befähigung« bedeutet hier in erster Linie adäquate Schul- und Berufsausbildung, im übrigen aber auch eine erfolgreiche Sozialisation mit dem Ziel der Selbstbehauptung des Individuums im sozialen Umfeld. Die Chancen für eine unter diesem Blickwinkel erfolgreiche Sozialisation sind in den ärmsten Bevölkerungsschichten deutlich herabgesetzt. Die Bildungschancen der Kinder werden nicht nur durch sozialschichtabhängige Motivationssperren beeinträchtigt, sondern in erster Linie durch die finanziell-materielle Beengtheit. Die Gefahr für die Ausbildung von integrativen Verhaltens- und Persönlichkeitsmerkmalen geht darüber hinaus häufig auch Hand in Hand mit der Unfähigkeit, Zukunftsperspektiven der eigenen Existenz planvoll zu strukturieren, angemessene Strategien zur Erreichung der Lebensziele zu entwickeln und diese auch durchzuhalten — womit sich der Teufelskreis der soziologischen und psychologischen Selbstverfestigung der Armutsposition nur allzu oft schließt.

Soweit das aus finanziellen und zeitlichen Gründen möglich war, versuchte die Studie Elemente aller drei hier kurz umrissenen soziologischen Einstiege zu berücksichtigen, ohne den theoretischen Ansprüchen dieser weitgespannten Gedankengebäude wirklich in allen Punkten empirisch nachkommen zu können. Immerhin dürfte es gelungen sein, einige der »Zentralräume« und »topographischen Hauptachsen« der Armutslandschaft aus soziologischer Sicht abzutasten und so ein wenig die gesellschaftlichen Mechanismen auszuleuchten, die hinter der Oberfläche des Sachverhalts der Armut in der Wohlstandsgesellschaft dafür sorgen, daß sich dieser Zustand trotz aller finanziell-materieller Hilfeleistung seitens öffentlicher und privater Stellen weiterhin perpetuiert.

Die Einkommenssituation der Untersuchten

Es sollte eine Population untersucht werden, die der untersten Einkommensschicht angehört und innerhalb dieser noch besonders homogen

ist. Die Einkommenshöhe sollte kontrolliert erfaßt werden können. Dafür bot sich die Gruppe der Wiener Sozialhilfeempfänger besonders an. Und obwohl es zweifellos in der Großstadt Fälle materieller Entbehrung gibt, die noch unter dem Niveau der herangezogenen Bevölkerungsschichten anzusiedeln sind — etwa Unterstandslose ohne geregelte Erwerbstätigkeit, die in das System der öffentlichen Sozialdienste nicht oder nur am Rande einbezogen sind —, wurde auf eine Untersuchung dieser zahlenmäßig marginalen Schicht der Armen schon wegen ihrer schweren Antreffbarkeit verzichtet.

Bei der Auswahl der zu untersuchenden Personen sollte von vornherein auf die auch zahlenmäßig wesentlichen Typen von Armen im städtischen Milieu Rücksicht genommen werden. Es wurden daher vier Gruppen ausgewählt:

- Ausgleichszulagenempfänger mit Alters- beziehungsweise Witwenpension,
- Ausgleichszulagenempfänger mit geminderter Arbeitsfähigkeit beziehungsweise Invalide,
- alleinstehende Mütter beziehungsweise desorganisierte Familien, in denen der Mann als Familienerhalter weitgehend ausfiel,
- kinderlose Ehepaare oder überhaupt Alleinstehende, die eine Dauerleistung der Sozialhilfe bezogen.

Die Höhe des Einkommens der untersuchten Haushalte ist grundsätzlich durch die offiziellen Mindesteinkommensgrenzen bestimmt. In der Regel erhalten Pensionisten (Alters-, Witwen- und Invalidenpensionisten), deren Pensionseinkommen diese Grenzen unterschreitet, eine »Ausgleichszulage« ausbezahlt. Personen beziehungsweise Haushalte, die über kein Einkommen verfügen, beziehen eine »Dauerleistung« der Sozialhilfe in der Höhe eines in Wien etwas unter dem der Ausgleichszulage liegenden festen Richtsatzes, sofern nicht andere regelmäßige Einkommen, etwa in Form von Unterhaltsleistungen durch Kinder oder bestimmte Organisationen, angerechnet werden. Die Höhe der Unterstützung richtet sich in diesen Fällen nach der Haushaltsstruktur, je nachdem, ob es sich um einen Einpersonenhaushalt, einen Zweipersonenhaushalt (in der Regel Ehepaare ohne Kinder) oder um Familien beziehungsweise alleinstehende Mütter mit Kindern handelt.

Die Höhe des dabei zur Anwendung kommenden Richtsatzes orientiert sich an der Abdeckung notwendiger Grundbedürfnisse. Nach dem Wiener Sozialhilfegesetz dient der jeweils durch Verordnung festgelegte Unterstützungsbetrag, der monatlich ausbezahlt wird, der Deckung des Bedarfs an Nahrung, Instandsetzung der Bekleidung, Körperpflege, Wäschereinigung sowie in »angemessenem Ausmaß« dem Aufwand für die Pflege der Beziehungen zur Umwelt und zur Teilnahme am kulturellen Leben. Sofern der monatliche Unterkunftsbedarf (Mietzins) eine bestimmte Summe übersteigt, wird der übersteigende Betrag als Mietzinsbeihilfe gewährt. Diese Regelung gilt für Alleinunterstützte und Ehepaare ohne Kinder. Bei Familien beziehungsweise alleinstehenden Müttern mit Kindern wird neben der monatlichen Dauerleistung entsprechend der Kinderzahl die Familienbeihilfe, der volle Mietzins und eine Heizhilfe während der

Wintermonate angewiesen. Zusätzlich gibt es die Möglichkeit der Gewährung von einmaligen Beihilfen zur Anschaffung von Bekleidung und notwendigem Hausrat.

Die Angaben der Befragten über ihr monatliches Netto-Haushaltseinkommen, die durch Aktenexegese kontrollierbar waren, wichen kaum von den gesetzlichen Mindesteinkommen ab. Das gilt fast hundertprozentig für alle befragten Mindestpensionisten und Dauerleistungsbezieher, die allein oder zu zweit mit Ehegatten wohnten. Das monatliche Gesamteinkommen der Alleinstehenden blieb unter der 3000-Schilling-Grenze, bei kinderlosen Ehepaaren bildeten 4000 Schilling die obere Grenze.

Die gleiche Situation war bei einem Teil der Invalidenrentner mit Ausgleichszulage anzutreffen; bei etwa der Hälfte dieser Gruppe war die Einkommenssituation allerdings sehr heterogen, weil die unterstützten Personen in — rein einkommensmäßig — verschieden gut situierte Familien integriert waren. »Gut situiert« ist jedoch als relativer Begriff aufzufassen; legt man an das angegebene Haushaltseinkommen den Maßstab der Haushaltsgröße an, so entsprach auch hier bei der Mehrzahl das Einkommen nur den Mindestsätzen. Auch die Haushaltseinkommen der Familien alleinstehender Mütter mit Kindern entsprachen bis auf wenige Ausnahmen den der Haushaltsgröße entsprechenden Mindesteinkommen. Diese Feststellungen besagen zunächst in aller Deutlichkeit, daß das Vorurteil vom möglichen Erschwindeln einer Fürsorgeunterstützung jeglicher Grundlage entbehrt. Die Fürsorgeverwaltung ist im Abwägen aller Faktoren, die zur Festlegung des Ausmaßes der jeweiligen Unterstützung herangezogen werden, offenbar ziemlich genau.

Haushaltsstruktur der Untersuchten (in Prozent)

	Ehegatte/ Lebensgefährte	Kinder bis 15 Jahre	Kinder über 15 Jahren	Enkel	Vater	Mutter	sonstige Verwandte	andere Personen	Einpersonen- haushalt
Gesamt (204)	20	16	16	3	3	7	5	2	54
<i>Untersuchungsgruppen</i>									
Ausgleichszulagen- empfänger (45)	11	—	2	—	—	—	—	—	82
Invalide (49)	18	4	20	—	10	14	10	4	39
Mütter mit Kindern im Haushalt (34)	59	85	41	6	—	15	—	—	—
Sonstige Dauerleistungs- bezieher (76)	8	1	11	5	—	3	8	1	72

Insgesamt läßt sich aus dem Beobachtungsmaterial ableiten, daß höchstens bei einem Viertel der alleinstehenden älteren Armen die Chance besteht, von Familienangehörigen zusätzlich unterstützt zu werden, wobei jedoch Art und Höhe der Unterstützung stark differieren. Die meisten Haushalte in der Gruppe der Mütter mit noch zu betreuenden Kindern umfaßten sechs und mehr Personen. Drei Viertel der Frauen hatten vier und mehr Kinder, wovon in einigen Fällen die älteren schon erwerbstätig sind. Es fanden sich in dieser Gruppe für städtische Verhältnisse fast unvorstellbare Extremfälle, was die Kinderzahl anlangt, so eine Frau mit 14, eine weitere mit 15 Kindern, zum Großteil noch schulpflichtig. In der Hälfte der Fälle gab es überhaupt keinen Mann im Haushalt. Die übrigen waren entweder verheiratet oder es lebte ein Lebensgefährte im Haushalt. Gelegentlich wohnte auch noch die Großmutter der Kinder bei der Tochter.

Auch in jenen Fällen, in denen der Mann zum Zeitpunkt der Erhebung einem Erwerb nachging, war die finanzielle Versorgung des Haushaltes nicht unbedingt besser als bei den gänzlich alleinstehenden Frauen. Viele Kinder stammten aus vorehelichen Beziehungen oder aus früheren Ehen, für die der momentane Mann — ob verheiratet oder nicht, machte da keinen Unterschied — nicht immer den Unterhalt mit übernahm oder dazu beitrug. Da Zahlungen der Kindesväter selten vorkamen, mußte die Sozialhilfe einspringen. Und selbst wenn der Mann mit seinem Einkommen die Mitsorge für die Frau und ihre Kinder übernimmt, kann das bei der großen Kinderzahl auch nur in den wenigsten Fällen ausreichend sein. Die Männer waren meist Hilfsarbeiter und verdienten sehr wenig. Eine eigene Erwerbstätigkeit der Frauen ist, solange die Kinder schulpflichtig sind, fast nicht gegeben. Ein besonderes Merkmal, das bei den übrigen untersuchten Gruppen nicht in dem Ausmaß auftrat, kennzeichnete außerdem die materielle Situation: die Haushalte der Mütter mit noch versorgungsbedürftigen Kindern waren häufig mehr oder weniger verschuldet.

Ungenügende Aufklärung über Schwangerschaftsverhütung und unkontrolliertes Verhalten bei der Schwangerschaftsverhütung waren die häufigsten Gründe für Kinderreichtum bei den befragten Frauen. Daneben gab es aber auch Einzelfälle, in denen ein genereller Widerspruch gegen Verhütungsmittel laut wurde, entweder in Form eher unreflektierter Äußerungen, wie »Ich werde doch keine Pillen schlucken«, oder in Form der Behauptung, alle Kinder seien gewollt gewesen, man sei grundsätzlich gegen jede Empfängnisverhütung. In die Hintergründe solcher Einstellungen näher einzudringen, erwies sich als fast unmöglich. Es ist aber in hohem Grade damit zu rechnen, daß solche Äußerungen Rationalisierungsversuche einer an sich als unbefriedigend empfundenen Situation darstellen.

Die Unterbefriedigung von Grundbedürfnissen

Die Mangelsituation drückt sich in den einzelnen Bedürfnisbereichen, verglichen mit der Wiener Gesamtbevölkerung, sehr verschieden aus, legt man dem Vergleich ein etwas vereinfachtes Maslow-Schema wie folgt zugrunde:

1. *Physische Bedürfnisse*
 Nahrung
 Schlaf
 Sexualität
 adäquate Umweltbedingungen einschließlich Kleidung
 körperliche Aktivität
 Gesundheit (Genesung)
2. *Psychische Bedürfnisse*
 Sicherheit durch Überschaubarkeit des Lebensbereiches und des Erwartungshorizontes
 Selbstwertgefühl in Form von Selbstachtung und Geachtetsein durch die soziale Umwelt
3. *Soziale Bedürfnisse*
 Mindestmaß an Sozialkontakten
 Geborgenheit durch enge soziale Bindungen
 Gesellschaftliche Integration
4. *Emanzipatorisch-persönlichkeitsbezogene Bedürfnisse*
 Entwicklung eigener Fähigkeiten
 Ausschöpfung dieser Fähigkeiten beziehungsweise Kreativität
 Ästhetik
 Neugierde.

Gesellschaftlicher Anschluß drückt sich zunächst und am sichtbarsten im Grad der Teilhabe am allgemeinen Niveau der Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse in einer Gesellschaft aus. Es ist kaum möglich, einen von konkreten gesellschaftlichen Konstellationen abgelösten Maßstab für die Definition von Grundbedürfnissen herauszudestillieren, an dem sich messen ließe, welche Bedürfnisse für eine befriedigende Existenz unumgänglich sind. Das liegt daran, daß alle grundlegenden Bedürfnisdimensionen konkret nur in Gestalt gesellschaftlich ausgeformter Einzelbedürfnisse in Erscheinung treten, worauf auch die vorliegende Untersuchung insofern aufbaute, als den einzelnen Grundkategorien erhebbarer Einzelbedürfnisse zugeordnet wurden. Von der gesellschaftlichen Umwelt sind innerhalb mehr oder weniger deutlich markierter Grenzen die als »notwendig« erachteten Grade von Bedürfnisanspruch (Aspirationsniveau) und Bedürfnisabdeckung vorgegeben. Es ist einleuchtend, daß diese gesellschaftlich abgesteckten Niveaus eine normierende Wirkung auf das Streben nach einer befriedigenden menschlichen Existenz ausüben und auch gegebenenfalls Enttäuschung oder gar Resignation als unausweichliche Randbedingung begleiten. Der individuelle Spielraum, innerhalb dessen die gesellschaftlichen Bedürfnisnormen in das persönliche Lebensmuster eingebaut werden, ist grundsätzlich immer als vorhanden vorauszusetzen. Nur schwinden die Möglichkeiten, subjektiv befriedigende Aspirationsniveaus und Zufriedenheitswerte zu erreichen, um so mehr, je enger der materiell-finanzielle Spielraum ist.

Im Bereich der *physischen Grundbedürfnisse* tritt nun bei wirtschaftlicher Schwäche das Gefühl der Unterbefriedigung deutlich zutage. Ver-

drängungsmechanismen können, weil es sich um Bedürfnisse des täglichen Existenzvollzuges handelt, gar nicht in dem Sinne auftreten, daß sie zur Verneinung des Bedürfnisses führen. Die Maßstäbe der Selbsteinschätzung der eigenen Lage sind in diesem Bereich auch viel handgreiflicher als in den anderen. Täglich wird den Armen der Unterschied zur besser situierten sozialen Umgebung vorgeführt: der Unterschied in Qualität und Menge dessen, was auf den Tisch kommt, in Zustand und Qualität der Kleidung, im Zustand der technischen Ausstattung oder auch — bei den kinderreichen Müttern — der Größe der Wohnung.

Im Bereich der *psychischen Bedürfnisse* spielt die Wohnungssicherheit eine positive Rolle. Die Sorge um das Dach über dem Kopf tritt nicht häufiger auf als in der Vergleichsgruppe, was zum allgemeinen Gefühl der Sicherheit gewiß beiträgt. Auf der Negativseite stehen allerdings die Verunsicherung durch die schlechte finanzielle Situation und eine geringere Zufriedenheit mit Aussehen und Bildung.

Bei den *sozialen Bedürfnissen* wird das Manko in erster Linie bei den engeren Bindungen empfunden, also in den Beziehungen zur engeren Familie und zu Freunden und Bekannten, zu denen man entweder ein enges persönliches Verhältnis sucht oder mit denen man gemeinsame Aktivitäten und Interessen pflegen könnte.

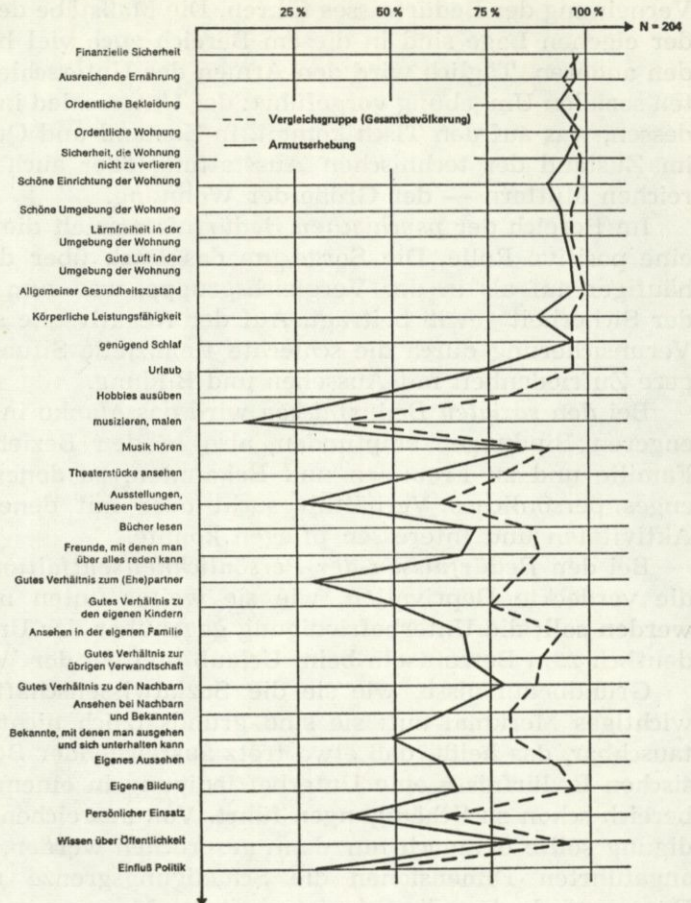
Bei den *Bedürfnissen der Persönlichkeitsentfaltung* endlich überwiegt die verdeckte Deprivation, wie sie weiter unten noch näher umrissen werden soll; die Unterbefriedigung gegenüber der Umwelt kommt jedoch deutlich zum Bewußtsein beim Urlaub und bei der Wohnungseinrichtung.

Grundbedürfnisse, wie sie die Sozialwissenschaft kennt, weisen ein wichtiges Merkmal auf: sie sind grundsätzlich nicht untereinander austauschbar, das heißt, daß etwa trotz ausreichender Befriedigung der physischen Bedürfnisse eine Unterbefriedigung in einem anderen Bedürfnisbereich schon zu Schädigungen führt. Von ausreichender Bedürfnisbefriedigung sollte demnach nur dann gesprochen werden, wenn in keiner der angeführten Dimensionen die Schädigungsgrenze unterschritten wird. Daraus wird schon die Schwierigkeit der Messung im Bereich »Bedürfnisabdeckung« deutlich. Es muß klar sein, daß das Maß an Unterbefriedigung von Einzelpersonen oder Bevölkerungsgruppen nur relativ zu herrschenden Bedürfnisstandards festgestellt werden kann — im Sinne des früher erwähnten kollektiven »Bezugsrahmens«.

Immer wieder wurde, besonders bei den älteren Untersuchten, auf die Frage nach der Zufriedenheit mit ihrer Lebenssituation die Phrase laut, viel habe man nicht, aber da auch die Ansprüche bescheiden seien, sei man ganz zufrieden. Man hat den Eindruck, daß hier die Internalisierung des Grundsatzes, Armut habe sich verschämt-bescheiden zu geben, in einer Weise Platz gegriffen hat, die den realen Verhältnissen einfach nicht entsprechen kann. Die »Zufriedenheit« der Armen bemäntelt offenkundig nur unzureichend das tatsächliche Ausmaß der Frustration jener, die im Leben zu kurz gekommen sind. Das macht wieder eine Analyse der diesbezüglichen Untersuchungsergebnisse im Hinblick auf den Durchschnittsstandard der Wiener Bevölkerung deutlich.

Unter diesem Gesichtspunkt ergeben sich vier mögliche Konstellationen:

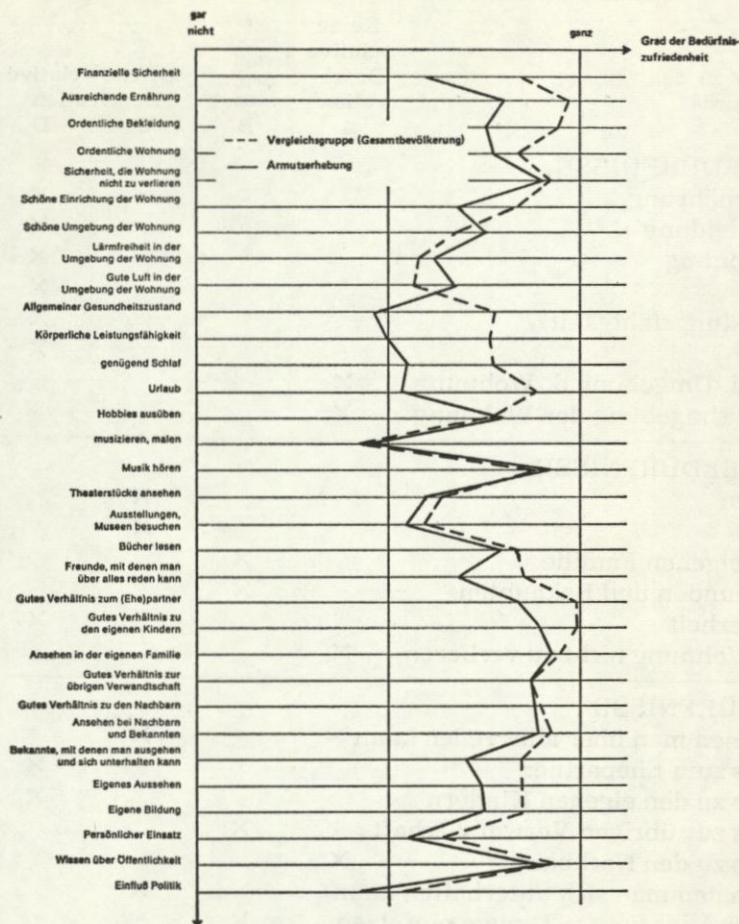
BEDÜRFNISANSPRUCH



- Etwa gleich hoher Bedürfnisanspruch und gleich hohe oder annähernde Zufriedenheit mit der Bedürfnisabdeckung bei den Armen wie in der Vergleichsgruppe.
- Gleich hohe Zufriedenheit mit der Bedürfnisabdeckung, jedoch bei reduziertem Bedürfnisanspruch.
- Gleichmaßen verringerter Bedürfnisanspruch wie auch unterdurchschnittliche Bedürfniszufriedenheit.
- Unterdurchschnittliche Bedürfniszufriedenheit bei ungefähr gleich hohem Bedürfnisanspruch.

Die beiden letzten Varianten drücken, gemessen an den Standards der Vergleichspopulation, schon eine eklatante Mangelsituation aus, wobei

BEDÜRFNISZUFRIEDENHEIT



Variante C als stärkster Ausdruck objektiver Deprivation anzusprechen ist, während Variante D als überhaupt stärkste Ausprägung relativer Deprivation insofern sozialpsychologisch und gesellschaftlich folgenreicher ist, als bei ihr die Kluft zwischen Bedürfnis und mangelhafter Befriedigung subjektiv am dramatischsten zutage tritt. Im übrigen läßt sich erkennen, daß die verdeckte Deprivation (Variante B) mit höherer Lagerung der Grundbedürfnisse eine gewisse Tendenz zeigt, auf Kosten der offenen zuzunehmen, wobei freilich auch in Rechnung zu stellen ist, daß dem untersuchten Personenkreis überdurchschnittlich viele ältere Menschen mit bereits spezifisch reduziertem Bedürfnisanspruch angehören.

Grade der relativen Deprivation

Deprivation relativ zu den Durchschnittsstandards	Keine relative Deprivation ¹ A	Ver- deckte relative Deprivation ² B	Offene relative Deprivation ³ C D	
PHYSISCHES BEDÜRFNISSE				
ausreichende Ernährung				X
ordentliche Bekleidung				X
ordentliche Wohnung				X
Gesundheit				X
körperliche Leistungsfähigkeit				X
Schlaf				X
Lärmfreiheit i. d. Umgebung d. Wohnung	X			
gute Luft in der Umgebung der Wohnung	X			
PSYCHISCHES BEDÜRFNISSE				
eigenes Aussehen			X	
eigene Bildung			X	
Ansehen in der eigenen Familie		X		
Ansehen bei Freunden und Bekannten		X		
finanzielle Sicherheit				X
Sicherheit, die Wohnung nicht zu verlieren	X			
SOZIALES BEDÜRFNISSE				
Freunde, mit denen man über alles reden kann			X	
gutes Verhältnis zum Ehepartner				X
gutes Verhältnis zu den eigenen Kindern				X
gutes Verhältnis zur übrigen Verwandtschaft		X		
gutes Verhältnis zu den Nachbarn	X			
Bekannte, mit denen man sich unterhalten kann			X	
sich persönl. f. d. Änderung v. Dingen einsetzen		X		
wissen, was in der Öffentlichkeit passiert		X		
Einfluß auf das politische Leben		X		
BEDÜRFNISSE DER PERSÖNLICHKEITSENTFALTUNG				
Freizeit / Urlaub			X	
Hobbies ausüben		X		
Musik hören	X			
musizieren / malen		X		
Theaterstücke ansehen		X		
Ausstellungen / Museen besuchen		X		
Bücher lesen		X		
schöne Einrichtung der Wohnung				X
schöne Umgebung der Wohnung	X			

¹ Bedürfnisstruktur und Zufriedenheit entspricht den durchschnittlichen Standards.

² Zufriedenheit, jedoch deutlich herabgesetzte Ansprüche.

³ Geringere Zufriedenheit, Ansprüche gleich oder herabgesetzt.

Zu dieser teilweise nicht unbeträchtlichen Unterbefriedigung von Grundbedürfnissen treten — nicht selten sogar als indirekte Folge davon — Defizienzerscheinungen im gesundheitlichen Bereich. Bei den alleinstehenden Müttern etwa wirkt sich generell die Belastung durch den großen, oft schlecht organisierten Haushalt aus. Die Tagesabläufe dieser Frauen zeigen eine permanente Belastung durch Kinderversorgung und die damit verbundenen Hausarbeiten von früh bis spät, mit nur spärlichen Erholungspausen zwischendurch. Die große Kinderzahl bringt es häufig mit sich, daß noch nicht schulpflichtige Kinder, Schulkinder und bereits berufstätige oder in Lehrausbildung stehende Kinder gleichzeitig zu betreuen sind. Schlaflosigkeit, frühzeitige Erkrankungen physischer und psychischer Natur sind die Folgen einer solchen permanenten Streßsituation.

Trotz seltener — und im einzelnen bewundernswerter — Ausnahmen heißt das generell: zumindest in dieser Gruppe kann ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Armut und gesundheitlich negativen Folgen nicht ausgeschlossen werden.

Bei der Gruppe der Invaliden und einem Teil der älteren Dauerunterstützten liegt die Ursächlichkeit gerade umgekehrt: Krankheit, körperliche oder geistige Insuffizienz waren und sind der Nährboden für den niedrigen materiellen Status. Bei den meisten Ausgleichszulagenempfängern ist das Verhältnis von Armut und Krankheit als Zusammenfall zweier negativer Erscheinungen des Alterungsprozesses zu verstehen: materielle Beengtheit durch Ausscheiden aus dem Erwerbsleben oder Tod des Ehegatten einerseits, körperliche Insuffizienz durch mit zunehmendem Alter sich mehr und mehr verschlechternde Gesundheit anderseits.

Das Ausmaß der gesellschaftlichen Eingebundenheit

In allen Dimensionen sozialer Integration — im Bereich der Familie, der Freunde und Bekannten, der weiteren sozialen Öffentlichkeit und der Einstellung zu gesellschaftlichen Werten — sind Integrationsdefizite feststellbar. Man wird hier — worauf mehrere Ergebnisse hindeuten — generell mit zwei Wurzeln sozialer Desintegration zu rechnen haben: einerseits ist die Desintegration schon in Sozialisationsschäden der Kindheit und Jugend angelegt, anderseits wirkt die permanente relative Unterbefriedigung von Grundbedürfnissen als Folge materieller Beengtheit als Verstärker.

Ein Indikator, der quer durch alle Untersuchungsgruppen auf gehäuft auftretende familiäre Schwierigkeiten hinweist, ist die hohe Scheidungsrate im Vergleich zur Wiener Gesamtbevölkerung. Im Kreis der Untersuchten waren 29 Prozent geschieden (Wiener Bevölkerung 6 Prozent) — ein nicht unbeträchtlicher Teil davon hatte sogar mehrere gescheiterte Ehen hinter sich.

Auch das Verhältnis zu den Kindern wird von den Armen als im Durchschnitt weniger befriedigend eingeschätzt als von der Gesamtbevölkerung. Eine Ausnahme bilden hier die alleinstehenden Mütter; sie sind sehr zufrieden. Das hängt sicher daran, daß trotz aller Belastungen und

im Einzelfall auch Schwierigkeiten mit den Heranwachsenden — Erziehungsprobleme, Heimeinweisungen, jugendliche Delinquenz — die Kinder für diese Frauen den eigentlichen Kristallisationspunkt ihrer familiären Situation bilden. Demgegenüber bleiben Partnerbindungen, die in den meisten Fällen nur unbefriedigend waren, eher außerhalb der familiären Sphäre, sind kein Bestandteil familiärer Geborgenheit wie die Kinder.

Ins Gewicht fallende Defizite treten bei engeren Bindungen und im Bereich regelmäßiger Geselligkeit, gemeinsamer Unternehmungen, auf. In erster Linie schlägt hier bei der Gesamtgruppe natürlich wieder das generelle Problem der vereinsamten Alten durch. Nur teilweise gibt es gleichaltrige Freunde, mit denen man sich aussprechen kann, viele haben niemanden, dem sie ihre persönlichen Sorgen und Ängste anvertrauen könnten. Besonders von den Invaliden wurde das Fehlen von Bekannten, mit denen man ausgehen und sich unterhalten kann, häufig beklagt. Materielle Gründe für die Nichtteilhabe an bestimmten Formen der Freizeitgestaltung und soziale Vereinsamung greifen ineinander und verhärten die Situation der Abgekapseltheit hinsichtlich weiter Erlebnisbereiche.

Freilich sind die Wiener Sozialhilfeempfänger nicht gänzlich von den Formen der Freizeitkultur, die heute gemeinhin gepflegt werden, ausgeschlossen, wenn auch in einigen Bereichen deutliche Mankoerscheinungen auftreten, vor allem bei der Befriedigung der Urlaubswünsche. Es sind in erster Linie die Jüngeren, und hier die alleinstehenden Mütter, die darunter leiden, keine Zeit, vor allem aber kein Geld, für die Erfüllung ihrer Urlaubsbedürfnisse zu haben. 65 Prozent der Mütter mit noch betreuungsbedürftigen Kindern klagten über diesen Mangel, waren mit der Abdeckung ihres Urlaubsbedürfnisses »gar nicht« zufrieden.

Der Wunsch nach einem Urlaub und — auf der anderen Seite — das starke Gefühl der Unbefriedigtheit tritt auch deshalb so in den Vordergrund, weil unter den Armen das typische »Wochenenderlebnis« des Durchschnittsbürgers nur marginal vorkommt. Die Erlebniszeit ist rhythmisiert nach Alltag einerseits und regelmäßigem vorhersehbaren Hintersich-Lassen des Alltags am Wochenende anderseits. Vorhersehbar ist im Gegenteil nur, daß es — mit wenigen Ausnahmen — am Wochenende genauso sein wird wie am Montag, Dienstag und so weiter. Ja, bei den kinderreichen Müttern enthält das Wochenende sogar ein spezifisches Problem. Ans Wegfahren im Auto ist in der Regel nicht zu denken, Autobesitz ist insgesamt selten. Das nach den Angaben der Mütter eigentlich belastende Wochenenderlebnis beruht auf dem Umstand, daß die jüngeren Kinder zu Hause sind. Viele Mütter empfinden das Wochenende belastender als die Wochentage, weil Schulen, Horte und Kindergärten geschlossen sind und insbesondere an Schlechtwettertagen sich alles in den überbelegten Wohnungen abspielt.

Ein Gefühl der Ausgeschlossenheit von den politischen Entscheidungen und jene für die Armen spezifische Einstellung, als ärmste Schicht von den Parteien nicht berücksichtigt zu werden, sind ebenfalls deutliche Desintegrationsmerkmale. Besonders kritisch gegenüber Politikern und Parteien sind die alleinstehenden Mütter eingestellt, aber auch die jüngeren Invaliden. Bei den Älteren ist deutlich häufiger als bei den Jüngeren

komplettes Desinteresse an den politischen Parteien anzutreffen. Das Stereotyp: »Es sind alle gleich, für unsereinen haben sie nichts übrig«, wurde von etwa der Hälfte der Jüngeren (Mütter und Invalide) bejaht.

Einstellung zu den politischen Parteien (in Prozent)

(1 = es sind alle gleich, für unsereinen haben sie nichts übrig, 2 = die Parteien kümmern sich auch um die Sorgen der ärmeren Bevölkerung, 3 = einzelne Parteien kümmern sich um die Sorgen der ärmeren Bevölkerung, 4 = ist an Parteien völlig desinteressiert, 5 = keine Antwort)

	1	2	3	4	5
Gesamt (204)	33	19	32	14	2
<i>Untersuchungsgruppen</i>					
Ausgleichszulagenempfänger (45)	17	20	40	24	—
Invalide (49)	47	10	35	6	2
Mütter mit Kindern im Haushalt (34)	56	15	26	3	—
Sonstige Dauerleistungsbezieher (76)	25	25	28	17	5

Desinteresse und Resignation bei den Älteren, teilweise Aggression und Mißtrauen bei den Jüngeren: die Struktur des Verhältnisses zum sozialen Umfeld von Politik und Öffentlichkeit wiederholt sich auch in den Einstellungen zu Behörden und Polizei. Bemerkenswert ist, daß das Reaktionsbild auf Behörden/Ämter und Polizei fast gleich ist. Hier wie dort tritt die Gesellschaft in ihrer offiziellen Form an die Betroffenen heran, und bis zu einem gewissen Grad gilt dies auch für das Sozialamt, von dem man zwar Hilfe erwartet, dem man aber andererseits wie jedem anderen Amt gegenübersteht. Überschichtet wird dieses Verhältnis offenbar nur durch den persönlichen Einsatz von Beamten der Sozialhilfe; und dies dürfte auch der Grund sein, warum die »Fürsorge« bei einer Beurteilung verschiedener Institutionen mit Hilfe einer Sympathieskala gemeinsam mit der Schule am besten wegkommt. Am schlechtesten wurde

Einstellung zu Institutionen

(Mittelwerte einer fünfstufigen Sympathieskala:
1 = sehr sympathisch, 5 = sehr unsympathisch)

	Schule	Fürsorge	Kirche	Polizei	Beamte
Gesamt (204)	1,76	1,75	2,64	2,42	2,43
<i>Untersuchungsgruppen</i>					
Ausgleichszulagenempfänger (45)	1,81	1,57	2,40	2,40	2,43
Invalide (49)	1,90	1,87	2,88	2,49	2,62
Mütter mit Kindern im Haushalt (34)	1,44	2,18	3,29	2,74	2,29
Sonstige Dauerleistungsbezieher (76)	1,80	1,59	2,33	1,84	2,39

von Männern und den Frauen mit noch zu betreuenden Kindern die Kirche eingestuft: sie war ihnen noch unsympathischer als Polizei und Beamte.

Steht man der Gesellschaft und ihren Institutionen auch häufig gleichgültig gegenüber, teilweise auch mißtrauisch und aggressiv, so ist doch eine bemerkenswerte Normenkonformität zu beobachten, wenn es um die Einstellung zu anderen gesellschaftlich nicht integrierten Gruppen geht, wie etwa Gastarbeitern. Hier wird ein typischer Zug der sozialpsychologischen Situation armer, eher am Rande der Gesellschaft stehender Menschen sichtbar: Es gibt keine Solidarität, kein Erkennen der gleichartigen Züge in der Lebenssituation, die zu Sympathien führen müßten. Das ganze Streben ist viel eher darauf ausgerichtet, die Zugehörigkeit zur Gesellschaft, deren Normen man — wenn auch vergeblich — nachstrebt, zu betonen auf Kosten der Diskriminierung anderer Gesellschaftsgruppen oder einzelner, die soziale Desintegrationszüge an den Tag legen. Bezeichnenderweise wurden die Gastarbeiter als am unsympathischsten von jener Gruppe der Armen eingestuft, der ihre eigene soziale Diskriminierung offenbar am bewußtesten ist: den alleinstehenden Müttern.

Subjektives Erleben der Armutslage

Der Komplex des subjektiven Erlebens der Armutssituation ist naturgemäß durch eine Befragung, wie sie im Rahmen der Studie vorgenommen wurde, nicht nach allen Richtungen der Persönlichkeitsstruktur hin aufzuhellen. Doch ergaben sich aus den durchgeführten Lebenslaufprotokollen in Verbindung mit verschiedenen Einstellungsfragen zureichende Hinweise darauf. So bezeichnen sich Frauen mit Kindern am seltensten als »eher arm«. Diese Selbsteinschätzung widerspricht aber der realen Deprivation, wie sie im Laufe der gegebenen Untersuchung zu beobachten war. Es gab nämlich eine Kerngruppe Deprivierter von etwa 25 Prozent, die empfindlichen Mangel an Ernährung und Kleidung aufwies und auch über die Wohnverhältnisse klagte. Darunter waren gerade die alleinstehenden Mütter sehr stark vertreten. Aus den Interviews geht hervor, daß der Grund für die Scheu, sich selbst als arm zu bezeichnen, in dieser Gruppe darin begründet war, daß man — im Gegensatz zu den Älteren — noch immer mit einer positiven Änderung der Situation rechnete. Das Eingeständnis, arm zu sein, käme fast einer Resignation gleich. Das Streben gegen eine derartige Selbstklassifikation ist Ausdruck einer noch nicht aufgegebenen Hoffnung, aus der materiellen Beengtheit bei Änderung der Lebensumstände herauszukommen.

Allein im Haushalt zu leben — was mit größerer sozialer Vereinsamung verbunden ist —, scheint, abgesehen von der Frage der realen materiellen Entbehrungen, mit zum Gefühl, arm zu sein, beizutragen. Alleinstehende — und hier vor allem Männer — hielten sich überdurchschnittlich häufig für arm. Gleichzeitig handelte es sich bei diesen Alleinstehenden um zum Teil sehr alte Leute. Dies scheint darauf hinzuweisen, daß die Dreierheit »Alt — Arm — Einsam«, wie sie in gesellschaftlichen Stereotypen der Armut vorherrscht, in der Selbstbeurteilung eine wesentliche Rolle spielt.

Subjektives Empfinden der Armut (in Prozent)

	eher arm	etwas arm	eher nicht arm	keine Antwort
Gesamt (204)	37	39	20	4
<i>Untersuchungsgruppen</i>				
Ausgleichszulagenempfänger (45)	37	44	11	7
Invalide (49)	36	31	28	4
Mütter mit Kindern im Haushalt (34)	30	50	21	—
Sonstige Dauerleistungsbezieher (76)	39	37	19	5

Im Überblick kann also festgestellt werden, daß das subjektive Empfinden, »arm« zu sein, sich nicht nur auf das Erleben der materiellen Notsituation, auf das Bewußtsein, sich Wünsche versagen zu müssen, stützt, sondern auch auf das Erleben sozialer Vereinsamung, sozialer Desintegration und körperlicher Insuffizienz. Zwei wichtige biographische Randbedingungen begleiten den Prozeß der Selbsteinschätzung als arm oder nicht arm: bei den Älteren die Tendenz, der Unausweichlichkeit der gegenwärtigen Lage psychisch nachzugeben und keine Änderung mehr zu erhoffen, bei den Jüngeren umgekehrt ein deutliches Sträuben gegen die Selbsteinschätzung, arm zu sein, weil man darin eine gewisse Endgültigkeit des Urteils über die eigene Situation sieht, der man aber noch nicht nachzugeben bereit ist.

Generell herrschte unter den untersuchten Armen bezeichnenderweise auch eine stärkere Neigung zu neurotizistischem Verhalten in der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt als bei der Wiener Gesamtbevölkerung. Besonders hoch war diese Neigung unter den Jüngeren, den alleinstehenden Müttern und den Invaliden; sie trat bei Frauen insgesamt auch häufiger auf als bei Männern. Die Zusammenhänge zwischen neurotizistischem Verhalten und subjektivem Armutsempfinden werden ebenfalls sehr deutlich. Insgesamt ergeben sich ziemlich eindeutige Zusammenhänge zwischen realer Deprivation (ausgedrückt in unzureichender Bedürfnisabdeckung in wichtigen Dimensionen der Lebensgestaltung), subjektivem Armutsempfinden und neurotizistischer Persönlichkeitsstruktur. Wie weit die Persönlichkeitsdefizite Ursache oder Folge der beengten materiellen Verhältnisse sind, ist im Einzelfall oft schwer zu entscheiden. Generell fällt auf, daß die Schilderungen über das Milieu des Elternhauses und die Bedingungen in Kindheit und Jugend frühe Sozialisierungsschäden wahrscheinlich machen, die zu einer Unfähigkeit der Bewältigung der Lebensanforderungen unter den Bedingungen, wie sie die heutige Gesellschaft darbietet, führten.

Fest steht aber auf jeden Fall, daß diese Merkmale der Persönlichkeitsstruktur ein ernsthaftes Hindernis für die Entwicklung aktiver Strategien zur Verbesserung der Lebenssituation darstellen. Zwei Züge charakterisieren in erster Linie die Reaktionen auf die eigene Lage: ein Hang, sich

psychisch abzufinden, die Situation als gegeben hinzunehmen, einerseits, die Erwartung von Verbesserungen durch Fremdinitiative andererseits. Alle Überlegungen über mögliche Verbesserungen der Lage, im allgemeinen wie im Hinblick auf die bessere Abdeckung einzelner Bedürfnisse, enden immer wieder bei der Forderung nach »mehr Geld«. Sich dieses durch Eigeninitiative — also Erwerbstätigkeit — zu verschaffen, ist aber für viele so gut wie ausgeschlossen, aus Alters-, aus Krankheitsgründen, aber auch wegen der spezifischen Lebensumstände bei den Frauen mit noch zu betreuenden Kindern. Bei den Älteren ist an Eigeninitiative fast überhaupt nicht zu denken; häufig ist eine Einstellung subjektiver »Zufriedenheit« trotz schwerer Mängel in einzelnen Bedürfnisbereichen festzustellen, die im Grunde darauf beruht, daß man vom Leben nichts mehr erwartet, als ruhig sterben zu können. Bei den Jüngeren wird die Eigeninitiative im obigen Sinn verschoben, sie existiert noch als Bestandteil einer — wenn auch oft nur vagen — Hoffnung.

Ausmaß der Neurotisierung (in Prozent)

	Neurotizismuswert*		
	hoch	mittel	niedrig
Gesamt (204)	19	38	43
<i>Untersuchungsgruppen</i>			
Ausgleichszulagenempfänger (45)	18	33	49
Invalide (49)	24	27	50
Mütter mit Kindern im Haushalt (34)	26	44	30
Sonstige Dauerleistungsbezieher (76)	12	44	44
Vergleichsgruppe gesamt (386)	7	34	59

* Die Kriterien für den hier verwendeten »Neurotizismuswert« wurden von H. Strotzka und E. Gehmacher entwickelt und in einer Reihe von Erhebungen geeicht. Siehe dafür vor allem: Pretest zur Prüfung und Verkürzung der Meßinstrumente für einen Neurotizismustest. IFES-Bericht 297/69, hektogr.

Die »soziale Vererbung« der Armut

Auf den ersten Blick lassen sich die Befragten in Gruppen typischer Erscheinungsformen der Armut teilen: Die Mehrheit ist dem Typ Altersarmut zuzurechnen; eine weitere Gruppe ist durch frühzeitige, im Erwerbsleben behindernde psychische und körperliche Insuffizienz gekennzeichnet; eine dritte Gruppe kam in die jetzige Lage durch nicht den gesellschaftlichen Normen entsprechendes Sozialverhalten (Kinderreichtum, keine Kontinuität im Partnerschaftsverhältnis mit den Vätern der Kinder); eine vierte Gruppe schließlich setzt sich aus sozial Entwurzelten zusammen, wobei die Entwurzelung entweder auf Epochalereignisse zurückzuführen ist (Flüchtlingsschicksale aus der Nachkriegszeit, aber

auch Schädigungen der Existenz während der NS-Zeit) oder — bei nur sehr wenigen im untersuchten Personenkreis — auf ein Abrutschen in delinquente Verhaltensweisen oder Alkoholismus. Alle diese Gruppen werden — bei noch so großen individuellen Unterschieden in den Ursachen der Armut und im Lebensschicksal — wie eine Klammer zusammengehalten dadurch, daß ihre Armut auch auf »soziale Vererbung« zurückgeht. Die Sozialisationsbedingungen (Elternhausmilieu, Ausbildung) weisen quer durch alle Gruppen starke Ähnlichkeit auf, sie sind der Nährboden, aus dem sich — aus unterschiedlichen Gründen — die Armutssituation entwickelte.

Zwischen den Armen der älteren Generation und den Jüngeren — vor allem Mütter mit noch aufsichtsbedürftigen Kindern — finden sich trotz des Generationsunterschiedes auffallende Übereinstimmungen in den Milieuschilderungen des Elternhauses. Hier wie dort stammte die Hälfte aus ärmlichen Verhältnissen. Die Armut im Elternhaus wirkte sich insbesondere auf die Ausbildungschancen negativ aus, und zwar vor allem auf diejenigen der Mädchen. Die Sorge um eine Berufsausbildung galt in erster Linie den männlichen Nachkommen.

Negative Einflüsse auf die Persönlichkeitsstruktur, die den späteren Lebensweg behindern, sind naturgemäß nicht so greifbar in den Erzählungen der Untersuchten wie ihre Ausbildungssituation und das Berufsleben. Aber an den gehäuften Berichten von Ehekonflikten, Alkoholismus des Vaters, Gewalttätigkeiten — seltener echter Delinquenz — läßt sich ablesen, wie stark hier die Gefahr schädigender Einflüsse auf die Entwicklung der Kinder gegeben war.

Die Nachfolgeneration — also die Kinder der im Rahmen der vorliegenden Untersuchung Befragten — war in diesen Kreislauf der Armut teilweise schon wieder eingeschlossen. Berufliche Aufsteiger waren fast nur bei den Kindern von Ausgleichszulagenempfängern festzustellen. Am schlechtesten stellte sich die Ausbildungssituation bei den Kindern der Gruppe der alleinstehenden Mütter dar. Zum Teil war die berufliche Ausbildung ja noch nicht absehbar, aber der hohe Anteil an Sonderschülern, Heimeinweisungen wegen erzieherischer Schwierigkeiten, teilweise auch Delinquenz, läßt die Chancen für diese Kinder, sich in einer auf hochqualifizierte Ausbildung eingestellten Arbeitswelt zu behaupten, eher gering erscheinen.

Ausblick

Namentlich dieser Vererbungsaspekt dürfte als Hauptkomponente des vielgenannten »circulus vitiosus der Armut« für jedwede praktizierte wie auch bloß vorstellbare Art von Sozialarbeit nicht erreichbar, sondern nur durch gesellschaftspolitische Maßnahmen im Sinne sozialer Strukturpolitik in den Griff zu bekommen sein. Erst eine Ergänzung des auf konkrete Hilfestellung ausgerichteten Sozialhilfesystems um das gesamtgesellschaftliche Bedingungsgefüge des Phänomens Armut einbeziehende Sozialpläne läßt hier Hoffnung auf Abhilfe. Erhebt sich doch hinter der lapidaren Feststellung, daß jemand aus seiner Armutssituation trotz Unterstützung seitens

der Behörden nicht herausfindet, ja sich in ihr oft genug geradezu »einrichtet«, die Frage, warum das denn so ist, ob hier nicht Faktoren am Werke sind, die von der Einsicht und vom Vermögen des Betroffenen her gar nicht steuerbar sind. Etwa weil sie sich aus der Strukturlage einer hochentwickelten Industriegesellschaft mit einer Überbetonung materiell-technizistischer Leistungskriterien und einer aggressiven Konkurrenzmentalität ergeben.

Diesen Fragen wird man, wo sie zutreffen, wie im Falle der sozialen Vererbung der Armut, nicht dadurch gerecht, daß man die Problematik vorschnell und leichtfertig auf sogenannte »hoffnungslose Fälle« verkürzt. Im konkreten Einzelfall und vom Standpunkt unmittelbarer Abhilfe mögen diese Urteile durchaus gerechtfertigt sein, im Lichte einer längerfristig angelegten sozialen Strukturpolitik sind sie eine Kapitulation vor der Komplexheit der Aufgabe, die weitgehend unanalysierten, weil uneingestanden und in anderen Zusammenhängen lieb gewordenen sozialstrukturellen Voraussetzungen von Armut in der Wohlstandsgesellschaft so zu reduzieren, daß nicht neue schwere soziale Ungleichgewichte entstehen. Daß dies nicht im Rahmen rein wirtschaftlicher Überlegungen vor sich gehen kann, sondern nur in mühsamer Durchdringung der damit eng verflochtenen soziologischen »Tiefenschicht« der Armut, versteht sich nach allem von selbst.

All das soll auch beileibe keine Abwertung des heute zu einer der wichtigsten Säulen der sozialen Sicherungspolitik gewordenen Sozialhilfesystems sein, das den Aufgaben, für die es geschaffen wurde — Linderung akuter Notlagen, physische, psychische und materielle Hilfestellung über längere Zeiträume, Schulung und Erziehung usw. —, durchaus in zufriedenstellender Weise nachkommt. Damit ist jedoch das von der Studie aufgegriffene und in seinen wichtigsten Verästelungen aufgezeigte Problem der sozialstrukturellen Perpetuierung wirtschaftlicher und sozialer Schwäche noch gar nicht angesprochen. Sozialhilfe hat es ja primär mit bereits gesellschaftlich Geschädigten und an den Rand Gedrängten zu tun. Über eine gewisse Spezialprävention hinaus, der — wie die Erfahrung leider zeigt — noch dazu sehr enge Grenzen gesetzt sind (meist nur mehr für die Heranwachsendengeneration möglich), ist ihr keine vorbeugende Funktion eigen. Eine Generalprävention vermag sie nicht zu leisten; das vermag nur die Gesellschaft als Ganzes über ihre Selbststeuerungsmechanismen. Was aber, wenn diese Gesellschaft gleichsam als »Kuppelprodukt« ihrer Überflußproduktion unvermeidlich auch immer wieder Armut erzeugt, und was, wenn die »Tüchtigen« in dieser Gesellschaft, um Freude an ihrer »Leistungsbilanz« zu haben, eine Gruppe von »Versagern«, gegen die sie sich voll Genugtuung abheben können, dringend benötigen? Eine Aufforderung an die Politiker also, sich neben aktuellen Einzelmaßnahmen in Zukunft mehr noch als bisher den größeren Zusammenhängen zu widmen, in denen die sogenannte »Residualarmut« im Sozialstaat stets neu erwächst. — Denn das Wirken eines Mechanismus, in dem Aufstieg, Anerkennung, Prestigeerhöhung und Verbesserung der materiellen Lage den sozialen Erfolg kennzeichnen, bestätigt bloß die Ungleichheit als konstitutives Prinzip einer Gesellschaft, deren formale

»Offenheit« die Grundlage einer diffusen Erfolgsmentalität bildet. Ihr tragischer Widerspruch ist, »daß die (als grundlegend erachtete) Gleichheit der Chancen für die Tüchtigen und Erfolgsfähigen ihren praktischen Sinn erst in der Ungleichheit des Erfolges findet«, wie es einmal formuliert wurde.

LITERATUR

- Abel-Smith, B. und Townsend, P., *The Poor and the Poorest*, London 1969.
- Arbeiterkammer Salzburg (Hrsg.), *Das Gesicht der Armut*, Salzburg 1971.
- Arbeiterkammer Wien (Hrsg.), *Armut in Wien*, eine Studie der wirtschaftswissenschaftlichen und statistischen Abteilungen, Wien 1974.
- Anglo-German Foundation for the Study of Industrial Society (Hrsg.), *Poverty Report* 1975.
- Clinard, M. B., *Sociology of Deviant Behavior*, New York 1957.
- Cloward, R. A. und Ohlin, L. E., *Delinquency and Opportunity*, Glencoe 1960.
- Colla, H. E., *Armut im Wohlfahrtsstaat*, in: *Reader Soziale Probleme*, herausgegeben von A. Bellebaum und H. Braun, Frankfurt 1974.
- Durkheim, E., *Le Suicide*, Paris 1897.
- Etzioni, A., *Basic Human Needs, Alienation and Inauthenticity*, in: »Am. Soc. Rev.«, 1964.
- Hsieh, C., *Fiscal Measures to Combat Poverty in the United States*, ILR, 1975.
- IAO (Hrsg.), *Armut und Mindeststandard*, Genf 1970.
- Lewin, K. u. a., *Level of Aspiration*, in: *Personality and the Behavior Disorders*, herausgegeben von J. Hunt, New York 1944.
- Lewis, O., *The Children of Sánchez*, New York 1961.
- Maslow, A. H., *Motivation and Personality*, New York 1954.
- McClelland, D., *Personality*, New York 1951.
- Merton, R. K., *Conformity, Deviation, and Opportunity Structure*, in: »Am. Soc. Rev.«, 1959.
- Derselbe, *Social Structure and Anomie*, in: *Social Theory and Social Structure*, herausgegeben von demselben, New York 1957.
- Morgan, J. N. u. a., *Patterns of Economic Progress*, Ann Arbor 1974.
- Österreichischer Arbeiterkammertag und Sozialamt der Stadt Wien (Hrsg.), *Im Schatten des Wohlstands*, Wien 1974.
- Dieselben (Hrsg.), *Der Hintergrund der Armut*, Wien 1976.
- Parsons, T., *The Social System*, Glencoe 1951.
- Rowntree, B. S., *Poverty and Progress*, London 1946.
- Runciman, W. G., *Relative Deprivation and Social Justice*, London 1972.
- Scherpner, H., *Theorie der Fürsorge*, Göttingen 1962.
- Simmel, G., *Soziologie*, Kap. »Der Arme«, München 1908.
- Strang, H., *Kategorien der Armut*, in: *Reader Soziale Probleme*, herausgegeben von A. Bellebaum und H. Braun, Frankfurt 1974.